

SINN, MORD UND MORAL

SOZIALPSYCHOLOGISCHE ÜBERLEGUNGEN ZUM HANDELN VON HOLOCAUST-TÄTERN¹

Harald Welzer

Ein Verwandter von mir, 45 Jahre alt, ist Beamter beim Bundesgrenzschutz und in dieser Eigenschaft gelegentlich auch zuständig dafür, abgelehnte Asylbewerber in ihr Herkunftsland zurückzubegleiten. Meist geht es dabei um Kurden, die nach Istanbul geflogen werden - keine sehr dankbare Aufgabe, bei ihm selbst und seinen Kollegen nicht beliebt, aber - Dienst ist Dienst - hingenommen. Auf meine Bitte, mir das Ganze einmal zu schildern, bekam ich einige episodische Schilderungen und einen insgesamt eher blassen Bericht, der im wesentlichen zum Ausdruck brachte, daß der normale Dienst angenehmer sei als diese Reisen. Auf meine abschließende Frage, um was für Personen es sich denn seiner Auffassung nach handele, die er in die Türkei begleitet, war die Antwort: "Türken, nehme ich an."

In einem Satz wie diesem, das möchte ich im folgenden entwickeln, ist die ganze Handlungslogik arbeitsteiliger Ausgrenzungs- und Vernichtungsprozesse enthalten: Jemand hat eine Aufgabe und ist bemüht, sie auszuführen. Hinter diesem Bemühen kann eine ganze Reihe von Gründen stehen: sozialisatorisch erworbene Pflichtauffassungen, Angst vor Repressionen, Arbeitsfreude, der Wunsch, sich das Leben angenehm zu machen und möglichst frei von Konflikten zu halten, Gehaltszulagen, Spaß an ungewöhnlichen Herausforderungen, politische oder moralische Grundüberzeugungen, die Bedürfnisse des Ehepartners, der Kinder, der Eltern, was auch immer. Schließlich und gewiß nicht zuletzt: die Sache sinnvoll zu finden.

Betrachtet man die Handlungsmöglichkeiten eines Grenzschutzbeamten, der aufgefordert wird, einen Kurden in die Türkei abzuschieben, auf einem Kontinuum, so reicht die Bandbreite seiner Optionen von der moralisch motivierten Verweigerung, die vergleichsweise milde, aber doch spürbare Folgen für seinen weiteren Berufsalltag mit sich bringen kann, bis hin zur begeisterten Übernahme dieser Aufgabe, weil er sich mit ihr identifizieren kann.

Beide Pole wird man in dieser Eindeutigkeit empirisch nicht antreffen -weil nämlich moralphilosophische Optionen mit biographisch relevanten Alltagsentscheidungen nur im seltenen Grenzfall deckungsgleich sind. Im Alltag werden Situationen nicht nach ausschließlich kognitiven und normativen Gesichtspunkten entschlüsselt, sondern nach sehr heterogenen Aspekten: nicht nur rationale Erwägungen spielen eine Rolle, sondern auch emotionale Bedürfnisse, z.B. seinen Job gut zu machen, oder situative Rahmenbedingungen, z.B., daß gerade niemand anderes da ist, daß man für einen Kollegen einspringt oder daß man eines Ehepartners wegen gerade Lust hat, ein paar Tage fort zu sein, oder aber, daß man sich ganz einfach keine Gedanken darüber macht, was man tut. Auch Lebenserfahrung bzw. deren Fehlen spielt bei alledem eine Rolle, und das, was zeit- und kulturspezifisch jemand für die Erwartungen hält, die man an ihn hat: "Um diese Zeit gehörte ich zu der Kategorie Menschen, die sich ein eigenes Urteil überhaupt nicht bilden."

Diese biographische Einschätzung nun stammt nicht von meinem Verwandten, sondern von Adolf Eichmann, aus dem Protokoll seiner Verhöre durch den israelischen Polizeioffizier Avner Less. Es ist mittlerweile bekannt, daß Hannah Arendt ihr berühmtes Diktum von der "Banalität des Bösen" am liebsten zurückgezogen hätte, denn banal ist ja gar nichts daran, wenn Menschen ihre Aufgaben erfüllen und dem nachträglich Sinn beizumessen versuchen. Und genau darum geht es bei der Frage, was Holocaust-Täter und Akteure in anderen genozidalen Verbrechen dazu veranlaßt hat, zu tun, was sie getan haben. Das Böse ist rational - so lautet die Korrektur Zygmunt Baumans, und damit ist schon einiges geradegerückt. Ich würde ergänzen: partikular rational - in dem Sinne nämlich, wie wir alle, in fast jeder Handlungssituation, exakt die Option wählen, die für uns den größten Gewinn und den geringsten Schaden abwirft. Die Wahl dieser Option kann übrigens durchaus moralischen Gewinn oder Schaden ins Kalkül ziehen, aber dessen Gewicht wird durch all die anderen Variablen in der Regel deutlich relativiert. So betrachtet, gehen in die auf den ersten Blick rationale Wahl der jeweiligen Option, wie schon angedeutet, eben auch eine Reihe von subjektiv bedeutsamen Gründen ein, die auch alles andere als rational sein können.

Ich möchte im folgenden vor dem Hintergrund einiger recht einfacher Überlegungen und empirischer Beispiele zeigen, daß Holocaust-Täter nicht nur wußten, was sie taten, sondern daß sie ihr Tun auch nur in Ausnahmefällen mit moralischen Zweifeln konfrontierte, ja, daß sie gerade deswegen töten konnten, weil sie dieser "Arbeit" Sinn abgewinnen konnten. Die folgende briefliche Mitteilung eines Euthanasie-Arztes an seine Frau mag das auf einer zunächst impressionistischen Ebene andeuten: „So,

Mutti, jetzt hat Pa aber wieder ein Gutachten zurechtgezimmert, über das er sich selbst freut. Der Mann wird wahrscheinlich zum Tode verurteilt." (Friedrich Mennecke, zit. nach Chroust 1987, S. 79).

„Von euch werden die meisten wissen, was es heißt, wenn 100 Leichen beisammen liegen, wenn 500 daliegen oder wenn 1.000 daliegen. Dies durchgehalten zu haben, und dabei - abgesehen von Ausnahmen menschlicher Schwäche - anständig geblieben zu sein, das hat uns hart gemacht." (Heinrich Himmler, zit. nach Broszat 1963, S. 16) In dieser oft zitierten Passage aus der Rede Himmlers vor dem obersten Führerkorps der SS im Oktober 1943 geht die unproblematische Verkoppelung von Töten und Moral auch ohne tiefschürfende Interpretation hervor. Es ist diese Verkoppelung aus der Einsicht in die Notwendigkeit auch unangenehmer Handlungen und dem Gefühl, diese notwendigen Handlungen gegen das eigene mitmenschliche Empfinden auszuführen, die die Basis bietet, sich als „anständig“ wahrzunehmen - als jemand, der -um Rudolf Höß zu zitieren - „ein Herz hatte“, der „nicht schlecht war.“ (Höß 1963, S. 156).

Dabei bliebe freilich noch genauer zu untersuchen, was eine solche Ethik der Anständigkeit umfaßte. Ich möchte diese Frage zunächst anhand des Falles des Kommandanten von Treblinka, Franz Stangl, skizzieren. Der 1908 geborene Stangl war von 1940 bis 1942 Polizeivorstand der Euthanasieklinik Schloß Hartheim, von März bis September 1942 Kommandant von Sobibor und schließlich, bis zum August 1943, der Kommandant des Vernichtungslagers Treblinka.

1971 hat er der Journalistin Gitta Sereny ausführliche Interviews über seine Vergangenheit gegeben, die das Material der folgenden Ausführungen liefern. Sereny selbst interessiert sich zentral für die Frage der Schuldanerkennung und -Verarbeitung durch die Täter selbst, und auch sie geht implizit davon aus, daß ihre Gesprächspartner insgeheim ein tiefes Schuldgefühl empfinden - was ja wiederum voraussetzt, daß sie gegen eigene moralische Maßstäbe verstoßen haben. Stangl spricht Sereny zufolge nur ein einziges Mal von Schuld, und zwar im Zusammenhang eines Verhörs, in dem ein Opfer auf das äußerste erniedrigt wird (Vgl. Sereny 1995, S. 41). Sereny interpretiert Stangls Schuldbekennnis in diesem vergleichsweise noch harmlosen Fall als Verschiebung dafür, daß er im Zusammenhang der ca. eine Million Menschen, die er auf dem Gewissen hatte, von Schuld nicht sprechen konnte. Auch hier setzt sie wiederum voraus, daß Stangl Schuld darüber empfand, daß in Sobibor und Treblinka unter seinem Kommando so unvorstellbar viele Menschen umgebracht wurden, und sie hat auch eine psychologische Erklärung dafür, warum Schuldbekennnisse in solchem Zusammenhang nahezu unmöglich sind: „Nur ein Ungeheuer hätte an solchen Taten selbst aktiv teilnehmen, seine Schuld eingestehen und dann [...] noch weiterleben können.“ (Sereny 1995, S. 41 f).

Die Autorin sieht bei dieser Einschätzung davon ab, daß Stangl auch im Zusammenhang des erwähnten Verhörs seine Schuld lediglich darin gesehen hatte, nicht zu realisieren, in was „die Deutschen“ ihn „hineingezogen“ hatten, daß er mithin schon in diesem Zusammenhang ein etwaiges Schuldbewußtsein externalisiert.

Stangl selbst zeigt emotionale Betroffenheit gegenüber seinen Opfern nur dann, wenn sie schon tot sind und irgend etwas mit ihrer Beseitigung nicht funktioniert: „Sie hatten zu viele Leichen [in eine Grube] hineingelegt, und die Verwesung war so weit fortgeschritten, daß unten alles flüssig wurde. Die Leichen sind übergequollen, aus der Grube hinaus - und den Berg hinuntergerollt. Ich hab da welche gesehen - mein Gott, es war fürchterlich.“ (Stangl, zit. nach Sereny 1995, S. 129). Stangl löst diese Probleme der Konfrontation mit grauerregenden Szenen - ganz ähnlich wie der Auschwitz-Kommandant Rudolf Höß (vgl. Welzer 1993) - durch Distanzierung vom Geschehen: Entweder schaut er weg oder vermeidet die Schauplätze des Tötens generell („In Sobibor konnte man fast vollkommen vermeiden, es zu sehen“ (Stangl, zit. nach Sereny 1995, S. 131)), oder stürzt sich in manische Aktivitäten (1995, S. 235), die ihn qua Arbeitsüberlastung darin hindern, wahrzunehmen, welche Resultate seine Arbeit hervorbringt.

Interessanter als solche Vermeidungsstrategien der unmittelbaren Konfrontation mit den ekelerregenden Aspekten seiner Aufgabe ist aber, welche Einschätzungen Stangl in den Interviews gegenüber den moralischen Aspekten seines Tuns abgibt - etwa wenn er auf der Grundlage des auf der Polizeischule Gelernten einzuschätzen versucht, ob er an verbrecherischen Handlungen beteiligt gewesen sei: „In der Polizeischule hatten sie uns beigebracht - ich erinnere mich genau, es war Rittmeister Leitner, der das immer sagte -, daß ein Verbrechen vier Grundvoraussetzungen erfüllen muß: die Veranlassung; den Gegenstand; die Tathandlung und den freien Willen. Wenn eines von diesen vier Prinzipien fehlte, dann handelte es sich nicht um eine strafbare Handlung. [...] Sehen Sie, wenn die „Veranlassung“ die Nazi-Regierung war, der „Gegenstand“ die Juden, und die „Tathandlung“ die Vernichtungen, dann konnte ich mir sagen, daß für mich persönlich das vierte Element, der „freie Wille“ fehlte.“ (1995, S. 189f.)

Sereny hält diese Theorie Stangls für eine Exkulpationsfigur, die der Verschleierung seines eigenen Schuldempfindens dient. Verschiedene andere Interviewausschnitte zeigen aber, daß Stangl in anderen Zusammenhängen, die im Rahmen seines Verantwortungsbereiches mit dem verknüpft waren, was er als „freien Willen“ bezeichnet, großen Wert auf eine genaue Charakterisierung seiner Handlungsweise legt. Dabei spielt die Zurückweisung des Verdachts, er habe persönlich etwas gegen Juden gehabt, genauso eine zentrale Rolle wie die peinliche Vorstellung, er habe als Kommandant irgendwelche Unkorrektheiten durchgehen lassen. So schildert er etwa die Beschwerde eines gerade in Treblinka angekommenen Juden („ein anständig aussehender Kerl“), der sich über einen Aufseher beklagte, der ihm Wasser versprochen hatte, wenn er ihm dafür seine Uhr geben würde. „Aber dann hatte der Litauer die Uhr genommen, ihm aber kein Wasser gegeben. Ja, das war nicht korrekt, oder? Auf jeden Fall, Klauen hat's bei mir nicht gegeben. Ich habe die Litauer sofort gefragt, wer die Uhr genommen hatte. Aber es hat sich niemand gemeldet. Franz [...] flüsterte mir zu, daß es sich um einen der litauischen Offiziere handeln könnte - die Litauer hatten sogenannte Offiziere - und daß ich doch nicht einen Offizier öffentlich blamieren könnte. Ich habe ihm gesagt: „Das interessiert mich absolut nicht, was ein Mann für eine Uniform trägt. Mich interessiert nur, was in ihm drinnen steckt.“ Das ist auch sofort nach Warschau weitergegangen. Aber das war mir ganz egal. Was recht ist, muß recht bleiben, stimmt das nicht?“ (1995, S. 197).

Auffällig ist hier das Ethos der überpersonalen Korrektheit, das den Juden als Beschwerdeführer genauso einbezieht wie das mögliche Fehlverhalten verbündeter Offiziere - „was recht ist, muß recht bleiben“ ist Stangls Handlungsmaxime, die völlig unvermittelt zu dem Kontext ist, in dem die ganze Situation sich abspielt, und die völlig abgekoppelt von dem Umstand ist, daß der Beschwerdeführer wahrscheinlich noch vor dem Ende von Stangls Recherche in der Gaskammer ermordet worden war. Auf Serenys Frage jedenfalls, was mit dem Mann geschehen sei, antwortet Stangl lapidar: „Ich weiß nicht.“ Der Kontext der Massenvernichtung bleibt Stangl im Rahmen seiner Geschichte völlig äußerlich, wichtig ist ihm - wie Rudolf Höß im Rahmen analoger Geschichten - die Herausstellung seiner korrekten Handlungsweise, die von persönlichen Bevorzugungen oder Benachteiligungen strikt abseht. Daraus schöpft sich die moralische Integrität, die Stangl sich selbst zuschreibt, und da sie sich auf der Ebene des konkreten Handelns wenigstens aus seiner Sicht unzweifelhaft darstellen und belegen läßt, vermag die sonstige Erfüllung seiner Aufgaben, soweit sie seinem „freien Willen“ nicht unterlag, keinerlei Beunruhigung bei ihm hervorzurufen.

Dazu allerdings ist eine andere Geschichte geeignet, die Stangl in die Gefahr bringt, als aus persönlichen Motiven heraus handelnd, ja, als sadistischer Charakter dargestellt zu werden - und diese Geschichte ist es entsprechend auch, die ihn in seinen Gesprächen mit Sereny in größter Unbehaglichkeit und Aufregung zeigt. Es geht dabei um den Zeugen Stan Szmajzner, der als 14jähriger Junge nach Sobibor kam und im Lager der Vernichtung entgehen konnte, weil er Qualitäten als Goldschmied bewies und offenbar eine Art von Sympathie bei Stangl wecken konnte. Stangl ließ sich mehrere Schmuckgegenstände von ihm fertigen und kam gelegentlich, wie Szmajzner berichtete, auch nur zum Plaudern zu ihm. Eine wichtige Rolle bei seinen gerichtlichen Aussagen spielte, daß Stangl ihm jeden Freitagabend Würstchen brachte mit den Worten: „Hier sind Würste für Dich, um den Sabbat zu feiern.“ Auf die damit angedeutete Infamie, den jüdischen Jungen dazu zu verführen, Schweinefleisch ausgerechnet am Sabbat zu essen, kam Stangl in seinen Gesprächen mit Sereny mehrere Male zurück, und in der Tat war es genau diese Geschichte, die ihn von allen Zeugenaussagen im Prozeß gegen ihn am meisten beunruhigte und aufbrachte: „Diese Sache mit den Würstchen wurde absichtlich mißgedeutet [...]. Es ist wahr, daß ich ihm Sachen zum Essen brachte, und wahrscheinlich waren auch Würstchen dabei. Aber nicht um ihn mit Schweinefleisch zu locken oder ihn zu verhöhnen: Ich brachte ihm ja auch andere Sachen. Ich glaube, es war, weil wir selbst unsere Lebensmittelzuteilungen am Freitag bekamen und weil das Lager ja meistens voll mit Essen war und uns Nahrungsmittel übrigblieben. Ich mochte diesen Jungen.“ (1995, S. 149).

Für unseren Zusammenhang ist es ganz gleichgültig, ob Stangl seine Gaben tatsächlich aus einer besonderen Infamie heraus oder gutwillig und bloß gedankenlos darbrachte - bemerkenswert ist dabei, daß ihm nicht seine verantwortliche Beteiligung an den Massenmorden zu schaffen machte oder die Tatsache, daß er zwei Vernichtungslager kommandiert hatte, sondern daß seine moralische Integrität im persönlichen Umgang mit einer konkreten Person öffentlich in Zweifel gezogen wurde. Sereny selbst sieht das ganz richtig - „das, was er konkret getan hatte, und nicht das, was er war“, machte ihm am meisten zu schaffen (1995, S. 150) - allerdings sieht sie darin einen weiteren Beleg für Stangls „moralische Korruptiertheit“ und die Weigerung, „sich mit der totalen Veränderung seiner Person auseinanderzusetzen.“ (1995, S. 150).

Auch hier zeigen die verwendeten Begrifflichkeiten die zugrundeliegende Theorie an: Der eigentlich integre Stangl hat sich im genozidalen Prozeß korrumpieren lassen und sein moralisches Vermögen verloren. Die umgekehrte Deutung wäre viel naheliegender: Stangl hat keine oder kaum Probleme mit

der „Arbeit“ gehabt, die er seiner Auffassung nach zu verrichten hatte, und dies insbesondere dann nicht, wenn er sich in bezug auf seine Person als „guten Kerl“ wahrnehmen konnte, gerecht, sachlich, ohne Parteinahme und gelegentlich über seine Vorschriften hinaus hilfreich und freundlich. Die Aufrechterhaltung dieses Selbstbildes des Vernichtungslagerkommandanten wird es gewesen sein, die sichergestellt hat, daß Stangl ob seiner eigentlichen Funktion, die darin bestand, Massen von Menschen dem Tod zuzuführen, eben keinerlei moralische Bedenken befielen: Hier ist eine Aufgabe, die in ein Universum so oder so begründbarer Zwecke einzuordnen ist, dort ist das fallweise rollendistanzierte Individuum, das seine Aufgaben jederzeit pflichtgemäß zu erfüllen bereit ist, aber daneben auch „Mensch bleiben“ will.

Der Zweifel an dieser letzteren Eigenschaft ist es denn auch im Gegensatz zu den eigentlich maßstabslosen Verbrechen, was ihn bedrückt - und gerade hier geht es ihm insbesondere in den Gesprächen mit Sereny um ein Zurechtrücken seiner Handlungen. Daß er im übrigen in den Lagern nicht erst moralisch korrumpiert wurde, sondern - wenn man denn kategorial so operieren möchte - es schon von Beginn an war, erschließt sich unter anderem daraus, daß Stangl die Stirn hatte, dem Ausladen der eingetroffenen Transporte von Deportierten im weißen Reitanzug beizuwohnen. Seine Begründung dafür bestand darin, daß er erstens wegen der schlechten Wege das Reiten als Fortbewegungsart bevorzugte, daß es zweitens heiß gewesen sei, und daß es drittens Zufall gewesen sei, daß der Schneider im Nachbarort lediglich einen weißen Leinenstoff verfügbar hatte, als Stangl wegen des Verschleißes seiner Uniform beschloß, sich einen Anzug machen zu lassen. Dieser besondere Verschleiß wiederum resultierte Stangl zufolge aus der mehrmaligen Desinfektion seiner Kleider wegen Sandfliegenbefalls. Als Stangl diese Geschichte erzählt, hakt Sereny ein und fragt: „Diese Sandfliegen müssen für die Gefangenen ein schreckliches Problem gewesen sein.“ Worauf Stangl lapidar antwortet: „Nicht jeder reagierte so empfindlich auf sie wie ich [...]. Sie mochten mich halt.“ (1995, S. 137).

Auch wenn man hier gewiß von einem völligen Fehlen von Empathie und einer nachgerade schizoiden Gedankenlosigkeit sprechen kann - einen Prozeß von moralischer Korrumpierung deutet diese Episode gerade nicht an, sondern ein vorgängiges und ganz fragloses Gefühl von Überlegenheit und Allmacht, die Stangl ganz im Gegensatz zu den Zweifeln an seiner moralischen Integrität auch 25 Jahre nach den Ereignissen noch in keinerlei Beunruhigung stürzt. Mit Bestürzung allerdings erfüllt ihn, daß es gerade dieser Anzug war, der ihn retrospektiv im Chaos der ankommenden Transporte für überlebende Zeugen identifizierbar machte als jemand, der in die Menge geschossen hatte - was ihn wiederum aufs Tiefste empört und zu Beteuerungen veranlaßt, niemals in Menschenmengen geschossen zu haben (1995, S. 143). Und komplementär zu dieser Empörung gegenüber der Erschütterung seiner Integrität durch solche Aussagen sind Geschichten, die Stangl erzählt, um gerade diese unter Beweis zu stellen - wie jene vom Häftling Blau, den er - offenbar aus Sympathie - zum Koch gemacht hatte: „Er wußte“, berichtet Stangl, „daß ich ihm helfen würde, wann immer ich konnte. Eines Tages klopfte er in der Frühe an meine Bürotür, stand habt acht und bat um Erlaubnis, mit mir zu sprechen. Er sah sehr besorgt aus. Ich sagte: „Natürlich, Blau, kommen Sie herein. Was haben Sie denn auf dem Herzen?“ Er antwortete, es wäre wegen seinem 80jährigen Vater. Er sei mit dem Morgentransport angekommen. Könnte ich nicht etwas tun? Ich sagte: „Nein, wirklich, Blau, das ist unmöglich, das verstehen Sie doch; ein Achtzigjähriger...“ Er erwiderte schnell, daß er das natürlich verstünde. Aber könnte er mich um Erlaubnis bitten, seinen Vater ins „Lazarett“ (anstatt in die Gaskammer) bringen zu dürfen? Und könnte er seinem Vater vorher in der Küche etwas zu essen geben? Ich antwortete ihm: „Gehen Sie und tun Sie, was Sie für das Beste halten, Blau. Offiziell weiß ich von nichts. Aber inoffiziell können Sie dem Kapo von mir sagen, es geht in Ordnung.“ Als ich am Nachmittag zurück ins Büro kam, wartete Blau schon auf mich. Er hatte Tränen in den Augen, stand habt acht und sagte: „Herr Hauptsturmführer, ich möchte Ihnen danken. Ich habe meinem Vater zu essen gegeben und ihn ins >Lazarett< gebracht - es ist alles vorüber. Ich danke Ihnen sehr.“ Ich antwortete: „Ja, Blau, da ist gar nichts zu danken, aber wenn Sie mir danken wollen, dann können Sie es natürlich tun.““ (1995, S. 244).

Gerade der Eindruck von einem unglaublichen Zynismus, mit dem man eine solche Geschichte von heute aus zur Kenntnis nimmt, geht an der ja nachgerade treuherzigen Intention Stangls, diese Episode zu erzählen, glatt vorbei: Sie ist eben nicht der Beleg für einen moralischen Verfall, sondern dafür, daß sich jemand im Rahmen der zeitgenössischen normativen Orientierungen schon als guten Menschen wahrnehmen konnte, wenn er einem Menschen durch eine Unterlassungshandlung den Weg in den Tod ein wenig erleichterte. Die Tatsache, daß Stangl in der Lage ist, derlei Geschichten als Beispiele für seine „menschliche“ Haltung zu erzählen, zeigt das Auseinanderfallen der normativen Orientierungen von Erzähler und ZuhörerIn, damit aber, daß Täter wie Stangl erstens in einem anderen normativen Rahmen gehandelt haben, als wir ihn nachträglich als Maßstab an ihre Wahrnehmungen, Deutungen und Handlungen anlegen, und daß sie zweitens ein - wie auch immer makabres - Handeln als „gute Menschen“ offensichtlich benötigten, um ihr Selbstbild als integre Persönlichkeit aufrechtzu-

erhalten. In dieser Sicht hilft die Moral, die Bereitschaft zum Mord herzustellen, und nicht, sie zu hemmen.

Es scheint einen ziemlich grundlegenden Widerstand von Menschen dagegen zu geben, als „schlecht“ zu gelten, und noch der skrupelloseste Verbrecher scheint aller Erfahrung nach größten Wert darauf zu legen, in irgendeiner Facette seiner Persönlichkeit als „menschlich“ wahrgenommen zu werden. Diese Alltagsbeobachtung vermag in einer sozialpsychologischen Perspektive kaum zu irritieren, die davon ausgeht, daß es jenseits von sozialer Eingebundenheit menschliches Leben schlichtweg nicht gibt - und insofern, da kann man Sereny allerdings zustimmen, wäre es für Täter vom Schlage Stangls denn in der Tat zuviel gewesen, sich als das Ungeheuer zu erkennen, das er in unserer Perspektive war.

Aber war er tatsächlich ein Ungeheuer? Diese Frage ist politisch wie moralisch vielleicht ganz umstandlos zu entscheiden, nicht aber wissenschaftlich. Sozialpsychologisch betrachtet, und das sträubt man sich angesichts des Ungeheuerlichen seiner Taten zu schreiben, hat er nichts anderes getan, als sich einerseits im Rahmen zeitgenössischer normativer Paradigmen, wissenschaftlicher Lehrmeinungen, militärischer Pflichtauffassungen und kanonisierter Ehrendefinitionen zu verhalten und andererseits sich ebenso zeitgenössischer Definitionen von „Anständigkeit“ zu versichern - und diese Ethik von „Anständigkeit“ war es denn auch, die ihn, wie angedeutet, noch Jahrzehnte nach seinen Taten lediglich daran zweifeln ließ, ob er nicht im konkreten zwischenmenschlichen Verhalten gefehlt habe.

Dieser Zweifel an der durchgehaltenen Anständigkeit findet sich immer, wenn man sich mit autobiographischen Materialien über signifikante Täter beschäftigt, wo diese sich mit der persönlichen Dimension ihres Tuns beschäftigen, dort also, wo sich etwa Stangl mit dem Vorwurf persönlicher Gemeinheit konfrontiert sieht, wo etwa Höß über von ihm selbst begangene Handlungen räsoniert, „die jedem noch menschlich Empfindenden das Herz im Leibe umdrehen ließen.“ (Höß 1963, S. 120), oder wo einer der von Christopher Browning untersuchten Polizeibataillonsangehörigen die folgende Überlegung zu Protokoll gibt: „Ich habe mich, und das war mir möglich, bemüht, nur Kinder zu erschießen. Es ging so vor sich, daß die Mütter die Kinder bei sich an der Hand führten. Mein Nachbar erschoss dann die Mutter und ich das dazugehörige Kind, weil ich mir aus bestimmten Gründen sagte, daß das Kind ohne seine Mutter doch nicht mehr leben konnte. Es sollte gewissermaßen eine Gewissensberuhigung für mich selbst sein, die nicht ohne ihre Mutter mehr lebensfähigen Kinder zu erlösen.“ (Browning 1996, S. 107).

Diese Aussage stammt von einem Angehörigen jenes Bataillons, das den in den letzten Jahren meistdiskutierten Fall aus der Holocaust-Forschung darstellt, nämlich das sowohl von Christopher Browning (1993) wie von Daniel Goldhagen (1996) untersuchte Polizeibataillon 101. Dessen knapp 500 Angehörige haben rund 38.000 Menschen ermordet und weitere 45.000 nach Treblinka deportiert - was rein rechnerisch bedeutet, daß jeder der Beteiligten Täter für das Schicksal von ca. 170 Opfern verantwortlich war. In einer täterpsychologischen Perspektive ist dieses Bataillon aus mehreren Gründen interessant: erstens weil mit 210 Vernehmungsprotokollen eine ungewöhnliche Menge von Aussagen unmittelbar Tatbeteiligter vorliegt und zweitens, weil die Bataillonsangehörigen im Durchschnitt deutlich älter als dreißig Jahre, mithin Männer waren, deren entscheidendes Sozialisationsalter noch vor dem Nationalsozialismus lag: „Die prägenden Kindheits- und Jugendjahre hatten 1933 schon hinter ihnen gelegen. Viele kamen aus einem für nationalsozialistische Anschauungen relativ unempfindlichen Umfeld. Sie kannten die moralischen Normen der deutschen Gesellschaft vor dem Nationalsozialismus sehr gut und verfügten damit über andere Maßstäbe zur Beurteilung der nationalsozialistischen Politik, an deren Durchführung sie sich beteiligen sollten.“ (Browning 1993, S. 238).

Leicht auffällig an dieser sich vorwiegend aus dem kleinbürgerlichen und dem Arbeitermilieu Hamburgs rekrutierenden Mannschaft ist lediglich der gegenüber dem Bevölkerungsdurchschnitt erhöhte Anteil von 25 %, die der NSDAP angehörten. Nach Brownings Schätzung haben 80 - 90 % dieser „ganz normalen“ Männer Juden getötet, und zwar auf z.T. brutalste Art und Weise, obwohl, wie Browning eher vermutet als belegt, „obwohl es fast alle - zumindest anfangs - entsetzte und anwiderte. Die meisten schafften es einfach nicht, aus dem Glied zu treten und offen nonkonformes Verhalten zu zeigen. Zu schießen fiel ihnen leichter.“ (1993, S. 243) Die Antwort auf die sich anschließende Frage, warum das möglich sein konnte, diskutiert Browning vor dem Hintergrund der folgenden Überlegungen: Hinsichtlich der im Rahmen von kriegerischen Auseinandersetzungen und insbesondere im Rahmen von „Rassenkriegen“ sich zeigenden Brutalisierung, die zur beständigen Steigerung von Exzesstaten und „sinnlosen“ Massakern führt, kommt Browning anhand seines Falls zu einem zwiespältigen Ergebnis: Zwar konstatiert er eine zunehmende Brutalisierung der Bataillonsangehörigen -da diese aber vor der ersten Erschießungsaktion mit wenigen Ausnahmen keine Kampferfahrung hatten, läßt sich hieraus keine Erklärung für die Teilnahmebereitschaft an der ersten Mordaktion ableiten: „So

gesehen war die Brutalisierung der Polizisten nicht die Ursache, sondern das Ergebnis ihres Verhaltens." (1993, S. 211).

Die Frage, ob die Akteursgruppe aufgrund selbstselektiver Zusammensetzung von vornherein aus besonders gewaltbereiten Männern bestand, beantwortet Browning angesichts ihrer soziodemographischen Struktur mit einem verhaltenen „Nein“ (S. 214ff.). In etwaigen Karriereorientierungen der Akteure kann Browning hingegen überhaupt kein überzeugendes Erklärungsmodell für das Handeln der Täter finden (1993, S. 221) - zumal die Verweigerung der Teilnahme keine oder nur milde Konsequenzen nach sich gezogen hätte (1993, S. 222ff.). Die Rolle von Indoktrinierung und ideologischer Einschöpfung veranschlagt Browning ebenfalls als eher gering (im Gegensatz zu Goldhagen, der im „eliminatorischen Antisemitismus“ der deutschen „Weltanschauungskrieger“ bekanntlich die zentrale Erklärungsvariable sieht (1996, S. 533ff.)); Browning verweist hier auf den schon erwähnten Befund, daß die Mehrzahl der Männer noch in vernationalsozialistischer Zeit groß geworden sind (1993, S. 238).

Interessanter erscheint ihm der Erklärungswert sozialpsychologischer Experimente, insbesondere des Stanforder Gefängnisexperiments von 1971, das nach Einschätzung von Philip Zimbardo gezeigt hat, wie leicht Menschen, bei denen keinerlei Disposition zu sadistischem Verhalten vorliegt, je nach dem sozialen und situativen Setting zu brutalem und sadistischem Verhalten veranlaßt werden können. Noch höheren Stellenwert mißt Browning den Gehorsamkeits-Experimenten von Stanley Milgram bei, die, zahlreich variiert und in den unterschiedlichsten Ländern repliziert (vgl. z.B. Mantell 1971; Kilham & Mann 1974), eine insgesamt doch erschreckend hohe Bereitschaft ganz gewöhnlicher Menschen erkennen lassen, anderen Menschen aus ziemlich abstrakten Gründen schmerzhaft bis tödliche Stromstöße zu verabreichen.

Ein Problem der Übertragung der genannten Experimente auf die Analyse historischer Situationen besteht aber darin, daß man es im einen Fall, im Experiment, mit kontrollierten Situationen ohne soziale Vorgeschichte zu tun hat, im anderen Fall mit komplexen Handlungssituationen, in die eine ganze Reihe situativer Faktoren, persönlicher Voraussetzungen, sozialer Erwartungen etc. eingeht. Man kann diese Differenz zwischen Experiment und historischer Situation gerade am Bataillon 101 sehr gut verdeutlichen: Die Besonderheit dieses historischen Falles liegt darin, daß der Kommandeur des Bataillons, Major Trapp, nach der Erläuterung des bevorstehenden ersten Mordeinsatzes seinen Männern ausdrücklich die Möglichkeit eingeräumt hat, vorzutreten und sich von dieser Aufgabe freistellen zu lassen - ein Angebot, von der je nach Aussage nur 10 oder 12 Männer Gebrauch gemacht haben. Ist diese niedrige Zahl damit zu erklären, daß es sich hier um eine Situation handelt, die im Sinne Milgrams von den Männern Gehorsam forderte?

„Major Trapp“, schreibt Browning, „stellte keine starke, sondern eine schwache Autoritätsperson dar. Er räumte unter Tränen ein, die dem Bataillon übertragene Aufgabe sei furchtbar und bot den älteren Reserve-Polizisten an, sich von ihr freistellen zu lassen. Doch wenn Trapp vor Ort auch nur eine schwache Autoritätsperson war, so berief er sich doch auf ein ferneres Autoritätssystem, das alles andere als schwach war“ (1993, S. 228) - nämlich das NS-Regime und seine Leitvorstellungen. Das heißt, Trapp war keine Autorität, repräsentierte aber eine.

Aus sozialpsychologischer Sicht ist es äußerst unwahrscheinlich, daß eine abwesende und doch relativ abstrakte Autorität, wie sie ein r zu diesem Zeitpunkt (Juli 1942) schon nicht mehr sehr charismatisches - Herrschaftssystem darstellt, für die konkrete Entscheidung, ob man töten wird oder nicht, eine Rolle spielt -zumal, wenn diese Entscheidung auch noch explizit freigestellt wird. Viel bedeutender dürfte hier gerade der Umstand sein, daß der Major Trapp eben eine „schwache“ Autorität war - jemand nämlich, der seinen Leuten gegenüber zum Ausdruck bringen konnte, daß er selbst als Mensch unter dem Befehl litt, den er nun mal auszuführen hatte. Dieses Bild "schwacher Autorität" muß in der Sicht seiner Männer stark, nämlich aufrichtig und deshalb motivierend erscheinen: denn erstens können sie in ihrem Vorgesetzten jemanden sehen, der deutliche Schwierigkeiten mit der Erfüllung der Aufgabe hat, die ihm befohlen worden ist -was die möglicherweise zu erwartenden eigenen Schwierigkeiten relativiert und nach Trapps Vorbild auch handhabbar erscheinen läßt. Zweitens wirkt die Schwäche Trapps, der ja unisono als beliebter und fürsorglicher Vorgesetzter beschrieben wurde, als Loyalitätsaufforderung -man wird seinen geschätzten Vorgesetzten ja ausgerechnet in einer Situation, mit der er selber Schwierigkeiten hat, nicht gern im Stich lassen wollen. Drittens handelt es sich bei der Entscheidungssituation, in der die Männer sich befinden, gerade nicht um eine Gehorsamkeits-, sondern um eine kontingente Situation: Weder ist ihnen (in Ermangelung von Erfahrung) konkret klar, wie aussieht, was sie zu tun haben, noch wissen sie genau, was von ihnen erwartet wird: Entschlossenheit, Zögern, Besonnenheit, Härte, Mordbereitschaft oder gar Verweigerung, Disziplin, Weinerlichkeit oder alles zusammen. Kontingente Situationen erfordern vom Akteur eine eigene Entscheidung, und die wiederum erfordert eine sinnhafte Erschließung sowie eine Schlußfolgerung, die als sinnhaft erlebt werden kann. Und hier mag es dem einzelnen allemal sinnvoller erscheinen, Loyalität mit dem

geschätzten, weil „schwachen“ Kommandeur zu zeigen, und es mag ihm ganz einleuchtend sein, daß man auch Befehlen folgen können muß, deren Ausführung einem schwer fällt - zumal wenn die übergroße Majorität der anderen, die auch nicht hervortreten, die Richtigkeit der eigenen Interpretation durch ihre Entscheidung, mitzumachen im selben Augenblick bestätigt. Es liegt also - zumindest vor dieser ersten Mordaktion - viel näher mitzumachen, als nicht mitzumachen.

Ergänzend ließe sich noch die Überlegung heranziehen, daß die Entscheidung, nicht mitzumachen, hieße, die schlimme Arbeit den Kameraden aufzubürden und sich selbst davon auf ihre Kosten auszunehmen - ein unsozialer Akt, wie Browning vermerkt (1993, S. 241). Dies alles wirft Licht auf das Handeln in Gruppensituationen, und darum geht es ja hier ausschließlich. Erklärungsmodelle für Täterhandeln, die sich auf individuelle Gehorsamsbereitschaft, autoritäre Charakterstrukturen, weltanschauliche Orientierungen etc. stützen, konzipieren die Akteure als individuell motivierte und handelnde Wesen, die einsam Entscheidungen fällen - ein zweifellos überindividualisiertes und überrationalisiertes Subjektmodell, das systematisch davon absieht, daß Menschen grundsätzlich im Rahmen sozialer Settings und Verbindlichkeiten handeln. Die Sozialpsychologie der Intergruppenbeziehung (Tajfel 1982) hat auf der Grundlage zahlreicher Experimente nachgewiesen, daß selbst sehr willkürliche konstruierte Gruppenzugehörigkeiten das Handeln der einzelnen in konkreten Entscheidungssituationen bestimmen. Aus der Altruismusforschung ist bekannt, daß sich Hilfeverhalten sehr stark auf die Mitglieder der Eigengruppe konzentriert (Hunt 1992, S. 81 ff.). Norbert Elias hat in theoretischer Perspektive argumentiert, daß das Handeln einzelner nur vor dem Hintergrund ihrer (wahrgenommenen) Wir-Gruppen-Zugehörigkeit und in seiner Interdependenz mit den Handlungen anderer verstanden werden kann. (Elias & Scotson 1990) Dies alles gilt natürlich dann in besonderem Maße, wenn - wie im Fall militärisch formierter Situationen

- Gruppenhandeln und -normen von vornherein zentrale Entscheidungsgrößen des Handlungsgefüges sind
- man denke hier nur an die Begriffe „Korpsgeist“ und „Moral der Truppe“. Hier liegt der Schlüssel, um herauszufinden, warum Menschen töten, die unter anderen Umständen nie zu Mördern geworden wären.

Man stelle sich im Rahmen eines Gedankenexperiments vor, welche sozialen Kosten ein Bataillonsangehöriger auf sich nähme, der sich, wie Browning sagt, „nonkonform“ verhielte und "aus dem Glied" träte: Er verletzt Gruppennormen, die er selbst teilt und für gültig hält, er verletzt die Loyalitätsverpflichtungen seinem Vorgesetzten sowie der Gruppe, eventuell auch engen Freunden innerhalb dieser Gruppe gegenüber, er isoliert sich von der Gruppe, die seine Haltung als überheblich, feige, schwach o.a., jedenfalls nicht als Anerkennens- oder gar Bewundernswert betrachten würde, und man muß bei all dem auch bedenken, daß dies alles nicht nur temporäre, sondern möglicherweise dauerhafte Konsequenzen für den Betroffenen hat: Die individuellen Folgen aufgrund des Ausscherens aus einer Gruppe, der man ja noch auf unabsehbare Zeit nolens volens angehören wird, sind langfristig noch gar nicht absehbar, während auf der anderen Seite zunächst nur die Teilnahme an einer Erschießung gefordert wird, deren konkrete Umstände man zu diesem Zeitpunkt sowenig kennt wie die Möglichkeit ihrer unablässigen Wiederholung -und ganz offensichtlich sehen die allermeisten der Anderen kein Problem darin mitzumachen.

Weiterhin könnte man jetzt noch die vielleicht als normative Hintergrundvoraussetzung präsente Überzeugung berücksichtigen, daß „nun mal Krieg“ ist und es deshalb notwendig sei, Juden, Partisanen etc. zu vernichten, um Schaden von der eigenen Wir-Gruppe abzuwenden bzw., wie Major Trapp in seiner Ansprache an das Bataillon formulierte, einfach an die deutschen Frauen und Kinder zu denken, die in der Heimat bombardiert werden. Und des weiteren könnte man sich vergegenwärtigen, daß Härteorientierungen, autoritäre Erziehungsideale, gewaltsame Konfliktlösungsmodelle in den Milieus, aus denen die Akteure stammten, sozialisatorisch eine bestimmende Rolle spielten (Welzer 1993). All diesen Faktoren stünde eine universalistische Ethik gegenüber, die das Töten grundsätzlich ablehnt, oder eine christlich geprägte Moralvorstellung, die das Töten verbietet, oder schlicht so etwas wie eine antizipierte Empathie den Opfern gegenüber - und nach allem, was man weiß, sind derlei Haltungen und Orientierungen nur in seltenen Ausnahmefällen geeignet, gewaltsame Handlungen zu inhibieren, weshalb es übrigens auch im Zivilleben vorkommen soll, daß Pastoren ihre Ehefrauen erschlagen oder antiautoritäre Eltern ihre Kinder ohrfeigen. Das Vorhandensein ethischer Grundüberzeugungen schließt ihre Verletzung nicht aus; im skizzierten Gedankenexperiment erweist sich ihre Unterlegenheit gegenüber den anderen subjektiv wahrgenommenen Faktoren in einer Deutlichkeit, daß man sich beinahe schon zu wundern beginnt, daß überhaupt 10 bis 20 % der Männer die Teilnahme an den Morden früher oder später verweigert haben.

Wenn die übrigen 80 oder 90 % es zumindest in der Entscheidungssituation für sinnvoller gehalten haben mitzumachen, so erschließt sich durch die Art und Weise, wie die Morde dann durchgeführt wurden (bzw. wie später über sie berichtet wurde), daß die Täter auch die Ausführung mit einem eigenen Sinn zu versehen suchten, indem sie Arrangements herstellten, die ihrer subjektiven Rationalität nach weniger schlimm oder inhuman scheinen konnten als andere. Das Beispiel des Täters, der es für sinnvoller hielt, die Kinder zu erschießen als die Mütter, wurde bereits genannt. Browning zählt eine Reihe solcher „Kompromisse“ auf: „Kinder wurden nicht sofort getötet, sondern erst zum Sammelpunkt gebracht; auf Streifengängen schoß man nicht, solange kein Draufgänger dabei war, der derlei ‚zimperliches‘ Verhalten vielleicht gemeldet hätte; man führte Juden zum Erschießungsplatz, zielte dann aber absichtlich daneben.“ (1993, S. 242) Und so zynisch es sich aus der Betrachter Perspektive heraus anhört: Mit all diesen Nuancierungen des Tötungsvorgangs versuchten die Täter sich im Rahmen des gegebenen Settings als Menschen, die die ausgeübte Grausamkeit nicht ihren eigenen Motiven zurechnen wollten, mithin als trotzdem moralisch integre Personen wahrnehmen zu können (Welzer 1998).

So gesehen ist das Beispiel des Polizeibataillons 101 nicht deshalb interessant, weil „ganz normale Männer“ zum Töten gebracht werden konnten, sondern weil es ihnen selbst vergleichsweise sinnvoller vorkam zu töten, als es nicht zu tun.

ANMERKUNGEN:

1. Dieser Text basiert auf einem Vortrag, der am 18.7.2000 in der Kleinen Synagoge in Erfurt gehalten wurde. Teile dieses Vortrags wiederum entstammen dem Text „Massenmord und Moral“, der 1998 erschienen ist in M. Dabag & K. Platt (Hrsg.). Genozid und Moderne (S. 254-272). Opladen: Leske & Budrich sowie dem zusammen mit Natalija Basic verfaßten Text „Die Bereitschaft zum Töten“ (Zeitschrift für Genozidforschung, 1, 2, 27-50).

LITERATUR:

Browning, C. (1993). Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die „Endlösung“ in Polen. Reinbek Chroust, P. (1987). Friedrich Mennecke. In Aly, G. u.a. (Hrsg.)(1987). Biedermann und Schreibtischtäter. Materialien zur deutschen Täterbiographie (S. 67-122). Berlin Elias, N. u. J. Scotson (1990). Etablierte und Außenseiter. Frankfurt/M. Goldhagen, DJ. (1996). Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust. Berlin

Höß, R. (1963) Meine Psyche. Werden, Leben und Erleben. In M Broszat (Hrsg.), Kommandant in Auschwitz. München Hunt, M. (1992). Das Rätsel der Nächstenliebe. Frankfurt/M. u. New York Kilham, W. & L. Mann (1974). Level of destructive obedience. Journal of Personality and Social Psychology 29, 5, 696-702 Mantell, D. M. (1971). The potential for violence in Germany. Journal of Social Issues 27, 4, 101-112

Sereny, G. (1995). Am Abgrund. Gespräche mit dem Henker. Franz Stangl und die Morde von Treblinka. München Taijfel, H. (1982). Gruppenkonflikt und Vorurteil. Entstehung und Funktion sozialer Stereotypen. Bern

Welzer, H. (1993). Härte und Rollendistanz. Zur Sozialpsychologie des Verwaltungsmassenmords. Leviathan 21, 3, 358-373

DER AUTOR:

Prof. Dr. Harald Welzer, Psychologisches Institut, Universität Hannover

Erschienen in:

VIA REGIA – Blätter für internationale kulturelle Kommunikation Heft 70/71 2001, herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>